

# Zweierlei Krieg

Thomas J. Wehlim



---

eof

Thomas Josef Wehlim, geboren 1966 in Witten/Ruhr, studierte Mathematik in Mainz und ist seit 1996 wissenschaftlicher Mitarbeiter bzw. Dozent in Leipzig. Veröffentlichungen von Lyrik und Kurzprosa in zahlreichen Literaturzeitschriften und Anthologien. Zuletzt erschienen seine Romane »Legende von Schatten« (2013) und »Eisenbahnzüge« (2015) in der Edition Rugerup, Berlin.

Lange und tief schläft das Kind Johann in dieser Nacht. Doch mit einem Mal ist ihm, als müsse es langsam und leise erwachen, sich erheben von seinem kleinen Lager, hinausstreben aus der Schlafkammer und still, mit schlafwunden Augen, an das Fenster herantreten, es öffnen, auf seinen Zehenspitzen sich reckend. Kühle Luft, gemischt aus dunklem Himmel und dem Geruch der Felder, drückt ihm entgegen, auf das Gesicht, die frierende Schulter. Dann sieht es weit draußen am Horizont ein Glimmen, ein Leuchtfest von gelbroten Lichtern. Als hätten die Bauern in der Ferne riesige Strohfeuer entzündet. Oder auch: Als sei eine sterbende Sonne auf die Erde, die Felder und Berge niedergegangen, in viele kleine Feuerkuppeln zerfallen.

Und das Kind Johann kann zählen, so wie es ihm der Pfarrer in der Dorfschule gezeigt hat. Es kennt die Zahlen seines Geburtsjahres, die Eins, die Sechs, die Eins und die Vier, und es kann zählen die zehn Gebote, die sieben eigenen Geschwister, die fünf Ferkel, welche die Sau im Stall des Nachbarn vor einer Woche geworfen hat. Und so zählt es: Es zählt fünf, sechs, nein sieben leuchtende Feuer dort in der Ferne, sieben milde, orangefarbene glühende Feuer, in den Farben zu früh vom Baum gerissener Kirschen. Dann drückt sich von neuem der Schlaf über seine Augen, und das Kind Johann legt sich zurück in die Kammer, und denkt an den Vater, der ihm gesagt hat beim Einschlafen, dass sie beide morgen Frösche fangen wollen am Teich draußen vorm Dorf. Und es schläft tief und fest wieder, geborgen wie in einem unsichtbaren wärmenden Mantel, und vernimmt nach langer Zeit Stimmen und Schreie von draußen, von der Dorfstraße, und hört, undeutlich und verschwommen, als würde es in einem dunklen tiefen Brunnen liegen, die Mutter heiser und ganz ungewohnt schreien: Johann, lauf weg, übers Feld in den Wald, Reiter sind da, lauf, lauf! Und ein

schlimmes Poltern ist tief unten in der Stube, und draußen ein Pferdewiehern und Hufgetrappel, und die Schreie der Mutter verstummen, so als ob Glas erst am Boden zerspringt, und dann liegen bleibt, reglos und stumm.

# Inhaltsverzeichnis

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Kapitel VI

Kapitel VII

## I

Mit dem nächsten Spatenstich zertrümmert er ein Steißbein, danach einen Beckenknochen, dann erst bemerkt der Infanterist Joseph Ransmayr, was dort unter seinen Stiefeln im Lehmboden versteckt liegt. Er kniet nieder, kratzt mit dem Bajonett im Erdreich herum. Dann ruft er den Kompaniespieß, Feldwebel Grundmüller.

Der Feldwebel Grundmüller ist, wie alle Feldwebel der bayerischen Armee, breit wie ein Bierfass und so voller Kraft, dass er ein Feldgeschütz allein aufprotzen kann. Der Feldwebel Grundmüller schwappt herbei und stiert in den halbfertigen Laufgraben, den der Ransmayr mit anderen Soldaten hat ausheben sollen. Als er das vom Ransmayr hervorgebrachte Skelett sieht, kracht der Feldwebel Grundmüller los.

„Du Krauthaipl, wegen diesem Gerippe da posaunst du mich her? Ist das deine Oma, oder warum machst du nicht weiter?“

Der Ransmayr gräbt weiter, Spatenstich um Spatenstich. Der grobe Grundmüller pflanzt sich am Grabenrand auf und gibt mit seinem Grunzen den Takt an. Es kommen ein Arm- und ein Beckenknochen, ein weiterer zertrümmerter Schädel zum Vorschein. Der Feldwebel plustert sich immer noch auf.

„Schneller, Bürschchen, mach schneller, sonst kannst dich gleich zu deiner Oma dazu legen.“

Der Ransmayr gräbt wie wild in der Erde herum und schaufelt Lehmboden und Knochen aus dem Graben heraus. Irgendwo knattert in der Ferne kurz ein Maschinengewehr, man hört das Echo sich in den Berghängen verfangen. Der Feldwebel Grundmüller schwappt davon, ein randvolles Fass

und zufrieden, weil der Infanterist Ransmayr wieder so prächtig den Spaten am Schwingen ist.

Und der Infanterist Ransmayr gräbt weiter, mit zerbissenen Lippen, weil der Lehmboden so hart ist. Die Sonne ist heiß und steht fast senkrecht über dem Graben, dass dem Ransmayr der Schweiß in die Stiefel hinabläuft. Der Niederheim Alfons schlendert herbei, im Unterhemd mit herunterbaumelnden Hosenträgern, in seinem Mund fackelt er eine Zigarre ab, preußische Marke aus Straßburg. Er hat in sicherer Entfernung gewartet und den Feldwebel Grundmüller beobachtet. Nun glotzt er auch in den Graben wie vorhin der Grundmüller, während der Joseph immer weiter Knochen und Erde ausgräbt.

„Sei froh, dass deine Knochenhansel da unten ausgestunken sind“, sagt der Alfons. „Vor einem Jahr hab' ich mal zwei Tage und Nächte neben so einem gelegen im Graben, halb Knochen, halb Fleisch, der hat gestunken bis zum himmlischen Vater hinauf, und ich konnte nicht mal einen Granattrichter weiter, weil der Franzmann Dauersingen veranstaltet hat. Und die Ratten, sag' ich dir, die haben noch um den letzten Fleischfetzen an dem Kerl gezankt. Pfui Teibel!“

Der Niederheim Alfons tritt wieder davon, weil er anderswo auch graben muss, was der Feldwebel Grundmüller ebenfalls weiß. Mühsam und mit zusammengebissenen Kiefern quält sich der Ransmayr durch den Lehm, dass ihm das Kreuz bis in die Waden hinabschmerzt. Bald hat er mehr Knochen als Erde unter den Stiefeln, es scheinen mehr als nur zwei oder drei Skelette im Erdreich zu liegen. Doch den Grundmüller kann er nicht wieder holen, weil der dann vor Wut eine ganze Geschützatterie für den Ransmayr aufprotzt. Nach einer Weile kommt der Leutnant Salben vorbei, sieht all die Knochen und sagt dem Ransmayr, dass er erst mal aufhören soll. Denn auch dreißig Meter weiter, sagt der Leutnant, sind Skelette beim Graben gefunden worden. Der Ransmayr ist

froh um die Pause und zündelt an einer Zigarette, während der Leutnant zum Kompaniechef geht, um Meldung zu machen.

\*

*Provençhères/Vogesen, Freitag, den 7. Juli 1916:* Ein Paket von der Mutter erhalten, es war ein regelrechtes Freudenfest. Die Verpflegung hier ist zwar erträglich, aber von solchen Leckerbissen wie denen aus dem Paket kann man nur träumen.

Die Front ist weiterhin ruhig in unserem Abschnitt hier, und ich habe ein wenig Zeit, zu lesen oder Briefe zu schreiben. Uns gegenüber liegt ein französisches Territorial-Regiment, dessen Männer nicht allzu kriegerisch sind. Geb' Gott, dass unser Regiment noch lange hier liegt. Unten in der Ebene, bei Straßburg und Schlettstadt, liegen Regimenter aus Lothringen in Ruhe, sie waren bis vor kurzem an der Maas bei Verdun, und man hört Schlimmes von dort, hinter vorgehaltener Hand. Vor einer Woche hatte ich zwei Tage Urlaub und traf in Straßburg in einem Kaffeehaus einen Oberleutnant, der Ende März bei Verdun durch einen Granatsplitter am Kopf verwundet wurde. Man musste ihm eine Metallplatte in den Schädelknochen einsetzen. Er hat erst gar nicht gesprochen, nur immer stumm in seinen Kognak gestarrt und im Kaffee gerührt, und ich hab ein wenig verlegen aus dem Fenster auf die Straße hinaus und nach den Mädchen geschaut. Dann fing er aber doch zu erzählen an; bei einem schwierigen Angriff habe sein Regiment plötzlich von hinten schweres Artilleriefeuer bekommen, eigenes, deutsches Artilleriefeuer, einige der Batterien dort mussten den Überblick völlig verloren haben, und kompanieweise sei sein Regiment zusammengeschossen worden, bevor ein Schuss vom Franzmann gefallen sei. Die Überlebenden sind zurückgebrandet und in einer entsetzlichen Wut auf die

verantwortliche Artilleriestellung zu, und dort haben sie ein halbes Dutzend der Artilleristen in ihrer Raserei umgebracht, bevor sie überwältigt wurden. Und solche Dinge, sagt er, spielen sich fast täglich ab, die Führung bei Verdun habe die Lage nicht mehr im Griff, und trotzdem müsse ein Regiment nach dem anderen raus und komme oft nur noch zur Hälfte oder gar nicht mehr zurück. Die Leichen werfe man lediglich in Minenrichter und schütte Chlorkalk darüber. Ich musste ihm das Versprechen geben, es nicht weiter zu erzählen, sonst kämen er und auch ich vor ein Kriegsgericht. Man kann nur hoffen, dass wir sobald nicht von hier verlegt werden, weil wir nur ein Ersatzregiment sind, und für Sturmaufgaben wie bei Verdun gar nicht ausgerüstet. Doch der Kompaniechef hat neulich zu mir gesagt: Salben, genießen Sie die Zeit hier, irgendwann schicken sie uns dorthin, wo richtiger Krieg ist.

In unserem Abschnitt haben der Ransmayr und andere Soldaten vorgestern beim Schanzen Knochen gefunden, es scheint ein Massengrab zu sein, und die Knochen, sagt der Regimentsarzt, sind mindestens hundert Jahre alt. Der Oberst hat den Laufgraben erst einmal woanders lang legen lassen und die Division informiert.

\*

Die Meldung vom Gräberfeld im Bereich des 1. Königlich-Bayerischen Ersatzregiments gelangte vom Regimentsstab in Provençères per Meldegänger zum rückwärtigen Stab der 39. Bayerischen Reservedivision, wo sie - nach einem Migräne-Anfall des zuständigen zweiten Ordonnanzoffiziers - per Feldpostsendung zur übergeordneten Armee-Abteilung weitergeleitet wurde. Die dortige leidenschaftslose Bearbeitung durch einen schreibetischfähigen Kriegsinvaliden führte zur nicht-priorisierten Verschickung der Meldung an die Straßburger Außenstelle des preußischen Kriegsministeriums, wo der Vorgang am 22. Juli in der

täglich um 9.00 Uhr stattfindenden, unter der kriegsbedingten Kaffee-Rationierung erheblich leidenden Abteilungssitzung als letzter Sachverhalt des Tagungsordnungspunktes ›Sonstiges‹ besprochen wurde. Zwar gelangte man im Verlauf einer etwa 5-minütigen Diskussion zu der einhelligen Meinung, Wichtigeres zu tun zu haben, als sich mit offenbar nicht dem aktuellen Kriegsgeschehen zuzuordnenden Massengräbern zu beschäftigen, doch wollte man die Sache auch nicht einfach auf sich beruhen lassen. Denn das Massengrab könne möglicherweise - wie ein Sitzungsteilnehmer anregte - dazu benutzt werden, die schon so oft zu Tage getretene gallische Niedertracht und Mordlust zu demonstrieren; nicht auszuschließen sei es ja schließlich, dass die Grabinsassen Opfer einer der vielen grausamen französischen Expansionsaktionen der vergangenen beiden Jahrhunderte seien. Daher beschloss man - da man in keiner Weise die Zentrale in Berlin unnötig belästigen wollte -, das als weniger überarbeitet geltende königlich-bayerische Kriegsministerium in München mit dem Vorgang zu betrauen; schließlich sei das Massengrab ja auch im Bereich königlichbayerischer Truppen gefunden worden. Die Bemerkung eines Sitzungsteilnehmers, eben dieses königlich-bayerische Kriegsministerium sei, mangels jeder militärstrategischen Funktion, seit langem ohnehin nicht viel mehr als ein reines Bekleidungsinstitut für die bayerischen Truppen und somit sicherlich dankbar für jede zusätzliche Aufgabe, wurde höflicherweise nicht im Protokoll vermerkt.

Als Ergebnis dieser in ungewöhnlicher Heiterkeit endenden Sitzung wurde ein Ersuchen an das Münchner Kriegsministerium gesandt, welches die als freundliche Bitte vorgetragene Anordnung enthielt, umgehend eine Kommission einzusetzen, um die genauen Umstände des Massengrabs zu klären. Insbesondere sei - im Hinblick auf die derzeitige kriegspolitische Lage - die mögliche

Verursachung des Massengrabs durch französische Gräueltaten zu überprüfen.

Mit dem Posteingang des 27. Juli 1916 gelangte das Gesuch schließlich auf den schweren Mahagonischreibtisch des für den Dienstverkehr mit dem preußischen Ministerium zuständigen königlich-bayerischen Unterstaatssekretärs, der - von einer chronisch-musealen Müdigkeit befallen - am 30. Juli 1916 die erforderlichen Aufträge an das Institut für Gerichtsmedizin der Kaiser-Wilhelm-Universität Straßburg unterschrieb und sich hierbei nicht mehr der seit langem schon gehegten bitteren Erkenntnis verschließen konnte, dass das bayerische Kriegsministerium nun endgültig heruntergekommen war zu einem reinen Exekutivbüttel für die preußischen Herren, die Deutschland früher oder später, durch Größenwahn, Inkompetenz und Desorganisation, in den Untergang treiben würden.

\*

Sie traten hinaus in den strömenden Regen, in ihren Stahlhelmen und feldgrauen Mänteln. Ihr Weg führte vom Kompanie-Befehlsstand durch ein kleines Waldstück, durch frisch aufgeworfene Laufgräben, die in Morast, aufgeweichtem Lehm und knöchelhohen Pfützen schwammen. Unermüdlich prasselte der Regen herab, und es war den beiden Männern, Doktor Edmund Blind und dem Regimentsarzt Doktor Carl, als würden ihnen nasse Tücher in die Gesichter geklatscht.

Sie gelangten zur Fundstelle. Überall lagen Knochen verstreut, viele waren durch Spatenstiche zertrümmert worden. In den Wänden des Laufgrabens, der das Massengrab angeschnitten hatte, sah Blind die Stümpfe von Armknochen hervorschauen, die wie zu Hilferufen ausgestreckt schienen. Auf dem mit Wasser bedeckten Lehm Boden lagen zertrampelte Schädelkalotten. Die

Auflegung des Massengrabes, diagnostizierte Blind stumm, hatte unsachgemäß begonnen.

Langsam maß er mit seinen Schritten die Fundstelle ab. Oft knackte es leise unter seinen Stiefeln, und er kratzte mit dem Taschenmesser vorsichtig im Boden herum und befreite zersplitterte Schädelteile, ein Becken, ein Schlüsselbein vom Erdreich. Nach einer Weile ging er zurück zu Carl, der wie eine graue Steinsäule unter seinem Stahlhelm stand.

„Und, haben's was Interessantes gefunden, Herr Kollege?“, fragte Carl.

„Ein Massengrab“, entgegnete Blind, „aus dem achtzehnten oder siebzehnten Jahrhundert, nehme ich an. Der Lehm hat das Knochenmaterial luftdicht abgeschlossen und daher sehr gut konserviert. Wenn es nur nicht weiter so regnet, an der Luft verfaulen die Knochen bei dieser Feuchtigkeit in wenigen Tagen.“

Er hielt sein Gesicht in den Regen, wie einen Schild, an dem das Wasser abprallen sollte.

„Verehrter Kollege Carl, wäre es machbar, die Fundstelle abzusperren, damit nicht noch mehr Knochen durch Ihre Soldaten zerstört werden? Die Untersuchungskommission muss Lagezeichnungen aller Skelette anfertigen, und dann die Knochen bergen und untersuchen.“

„Da müssen's schon den Herrn Oberst selbst fragen“, knirschte Carl. Einige Raben flatterten kreischend über die beiden hinweg und ließen sich streitend auf einem der benachbarten Felder nieder. Der Regimentsarzt lugte unter seinem Stahlhelm hervor, in Richtung der Vögel, als würde er von dort einen feindlichen Angriff befürchten.

„Sehen's diese Raben, Herr Kollege? In der Champagne, letztes Jahr, habe ich Schwerverwundete im Lazarett gesehen, die stundenlang nach ihrer Verwundung hilflos im Dreck, im Stacheldraht lagen, und denen die Raben bei lebendigem Leib ganze Fleischbrocken aus den zerschossenen Gliedern gerissen haben.“

Er schaute wieder zu Blind und musterte ihn wie einen Schwerverwundeten, bei dem man sich fragt, ob eine Operation noch Rettung bringen kann.

„Warum bleiben's mit Ihrer Kommission nicht in Straßburg, Herr Kollege, und lassen uns in Ruhe unseren unseligen Krieg führen?“

„Sie wissen“, entgegnete Blind, „dass die Kommission, der ich angehöre, den Auftrag zur Untersuchung dieses historischen Massengrabs vom bayerischen Kriegsministerium bekommen hat.“

„Halb Europa“, sagte Carl, „wird derzeit ein historisches Massengrab, und keine Kommission steht zur Verfügung, um es zu untersuchen. Warum dann der Aufwand für dieses winzige Grabfeld hier?“

Der Regimentsarzt wandte den Blick ab von Blind. Offenbar war bei diesem Schwerverwundeten eine Operation aussichtslos. Carl rief den Unteroffizier Hubschmidt herbei, der in der Nähe wie ein Schulbube herumlungerte.

„Unteroffizier Hubschmidt, geleiten's doch bitte den Doktor Blind zum Herrn Oberst.“

„Zu Befehl, Herr Stabsarzt“, brüllte der Unteroffizier Hubschmidt, als wolle er auf einem Schulhof andere unsichtbare Schulbuben mit seinem Geschrei verjagen, und schritt davon. Blind hatte Mühe, durch den Schlamm nachzukommen. Er hörte noch den Stabsarzt hinter ihm her rufen: „Der Herr Oberst erwartet Sie bereits, ich hab' ihm von Ihnen erzählt ... Und besuchen's mich mal in unserem Lazarett, wenn Ihnen an starken Empfindungen gelegen ist. Viel schwere Kost aus Lothringen, Verdun, Sie wissen schon.“

\*

Ja, der Herr Doktor der Medizin Edmund Blind aus Straßburg verstand in den Knochen zu lesen, so wie in einem großen,

aufgeschlagenen Buch.

Denn er wühlte überall auf der Welt in Erdlöchern, Höhlen, verfallenen Katakomben nach Knochengerippen. Er wirkte mit auf Grabungen in Europa, im zerfallenden osmanischen Reich, in Afrika und Südamerika, im Auftrag des Straßburger Museums für Altertumskunde oder der deutschen Orient-Gesellschaft. Und während die Herren Konservatoren und Archäologen in der sengenden Hitze schwitzend und auf den Knien liegend wie betende Mönche, mit Sonnenbränden auf Nase und Stirn, römische oder arabische, germanische oder keltische Steine, Scherben, Münzen, Tonkrüge und Werkzeuge frei pinselten, kratzte der Doktor Blind daneben nach zerbrochenen Schädelkalotten, nach Steißbeinen und zersplitterten Armknochen, und säuberte, vermaß und befundete sie. Er konnte stundenlang, in einem von Mücken belagerten Leinenzelt, vor solch einem Skelett sitzen und sich mit Lupe und feiner Stablampe fragen: Wer ist dies gewesen, und wie hat er gelebt? Vieles wusste er zu lesen am Schädel, am Becken und an den länglichen Knochen, nicht immer mit Bestimmtheit, doch oft mit großer Wahrscheinlichkeit: Ob es ein Mann gewesen oder eine Frau, ob ein Tumor auf dem Hirn gesessen hatte, ob gehungert worden war in der Kindheit, in welchem Alter der Tod einem Lebenden vertraulich an den Arm gefasst hatte. Ja, der Herr Doktor Blind verstand in den Knochen zu lesen.

Dutzende von riesigen Koffern mit Knochen und Schädeln, mit Büchern voller Knochenvermessungen und Notizen brachte er von seinen Reisen mit. Sein Domizil in Straßburg glich bald mehr einem Beinhaus als einer Wohn- und Schlafstätte. Nur ein lebendiges Wesen kehrte mit ihm von seinen Reisen aus Afrika, aus Asien zurück: Die Malaria, die treue und doch so unerbittliche Freundin. Monatelang schüttelte ihn alle drei Tage das Fieber. Er schluckte Chininlösungen wie ein Trinker seinen Wein, bis er Ohrensausen, Sehstörungen und Schwindelanfälle bekam. Es dauerte Jahre, bis er sich von der Krankheit erholt hatte,

und seine Ärzte rieten ihm, nur noch in gemäßigten Zonen nach Gebeinen zu wühlen.

Schließlich, im Jahre 1895, begann er, die elsässischen Beinhäuser zu untersuchen. Er stieg hinab in die tiefe Krypta einer Kapelle in Zabern und sah im dumpfen Totenschein seiner Lampe Tausende von übereinander gestapelten Schädeln und Knochen, die Meter um Meter zu hohen Mauern aufgetürmt waren, Jahrhunderte alte Sedimente aus Steißbeinen, Wirbeln, Schädeln und Röhrenknochen. Er fand ein Beinhaus, in dessen steinernen Wänden die uralten Gebeine auf Hunderte von kleinen, verschlossenen Kammern verteilt waren, die sich wie die Schubladen einer Kommode öffnen und schließen ließen. In Horburg entdeckte er ein Kinderskelett, in kostbarem Stoff gebettet und mit einer winzigen Krone aus Leder versehen, ein Königskind, so schien ihm, gekrönt erst nach dem Tode, dafür aber für immer. In dem unterirdischen Seitengewölbe der Dambacher Kapelle sah er Schädel, die sich in der Tonerde des Friedhofs, aus dem sie stammten, rot gefärbt hatten und wie blutüberströmt in seinen Händen lagen. Er fand in Kaysersberg Knochen fast nur von Kindern und anderswo nur die von Greisen oder von Kriegstoten, mit großen Löchern in der Schläfe oder im Hinterhauptsbein. Im Scharrachbergheimer Beinhaus wäre er beinahe als Toter bei den Gebeinen geblieben, weil ein Gewölbe einstürzte, als er eine schwere Eichentür zu öffnen versuchte. Stunden lang lag er, mit gebrochenem Arm und Staub zwischen den Zähnen, ohnmächtig zwischen Ziegelsteinen und geborstenem Holz. Als die Dunkelheit anbrach und der fremde Doktor aus Straßburg nicht aus dem Totenreich zurückgekehrt war, stiegen der Bürgermeister und ein Gehilfe mit Fackeln ins Beinhaus hinab und meinten in den dunklen, weitläufigen Gängen die über die Störung der Ruhe empörten Toten im tänzelnden Fackellicht zu erkennen, den knochigen Zeigefinger zur Mahnung erhoben. Sie fanden und bargen den Verletzten schließlich, mit einem heimlichen

Kopfschütteln, weil einer sein Leben in Gefahr brachte für verstaubte Haufen von Knochen.

Solchermaßen war er ein Archivar, ein Protokollant des alltäglichen und doch schon lange geschehenen Todes, ein Buchhalter, der den Tod ohne Regung, ohne Schmerz und ohne Scham, in wissenschaftlichen Zeilen und Spalten auftrag gegen das Leben. Doch an langen Abenden, wenn er fernab des Straßburger Wissenschaftsbetriebs in seiner Heimatstadt Hagenau war und der Regen sich von den Vogesenhängen her über das Elsass schlich, begann er, so wie die Greise oder die zu früh sterbenden Kinder, zu grübeln über den eigenen Tod. Dann ging er, ein Trauerzug aus nur einem Erdenbürger, hinaus auf den Friedhof, auf dem seine Eltern lagen, und fühlte sich seltsam eins mit all diesen unter den Grasnarben und der Erde ausgebreiteten Toten. Und manchmal auch, wenn er den Friedhof verließ und den Weg zu seinem Elternhaus zurückwanderte, war ihm, als führten seine Schritte weiterhin nur über Tote, als sei die ganze Welt nur eine dünne Erdschicht über unzähligen Toten, geboren, getötet und vergessen von der Geschichte selbst und ihrer grausamen Abstraktion, und nur darauf wartend, am Tag des Jüngsten Gerichts wieder vereinigt zu werden mit allen Lebenden, Fragenden, Zweifelnden.

\*

Der Weg zum Regimentsgefechtsstand war beschwerlich und steil. Gleich einem verlebten Ehepaar zogen die beiden Männer hintereinander durch den Regen einen schmalen, sich ständig windenden Waldweg hinauf, zuerst der Unteroffizier Hubschmid, dann der Doktor Blind. Letzterer hatte Mühe, auf dem glitschigen Boden nicht auszurutschen. Das Regenwasser tropfte ihm unentwegt vom Stahlhelm auf das Gesicht und den Hals. Er musste niesen, und ein

dumpfer Schmerz kroch durch seinen Kopf bis hinab in die Brust.

Sie erreichten ein roh gezimmertes Blockhaus, das in den Berghang hineingebaut war. Der Unteroffizier befahl Blind, einen Moment zu warten, und trat ins Blockhaus. Blind hörte das Knallen von Stiefelhacken und ein kurzes, militärisches Gebrüll. Dann kreischte der Unteroffizier Hubschmid durch das Holz der Blockwände zu Blind: „Eintreten!“

Blind durchschritt die Tür. Und blieb stehen, so wie am Anfang einer dunklen Höhle. Der Geruch von Pfeifen- und Zigarettenrauch, Petroleum und Schweißausdünstungen zog ihm in der Dunkelheit entgegen. In den fensterlosen Vorraum, in dem er nun stand, schimmerte durch den schmalen Durchgang zum Hauptraum der Schein einer Petroleumlampe. Blind meinte hören zu können, wie das Regenwasser von seinem Mantel auf den Holzboden des Blockhauses tropfte. Dann erkannte er im Hauptraum, neben Hubschmid, zwei über einen Kartentisch gebeugte Gestalten.

„Melde gehorsamst, Herr Oberst“, brüllte der Unteroffizier Hubschmid, als müsste ein ganzes Bataillon ihn hören können, „der Doktor Blind aus Straßburg.“

„Wegtreten“, raunzte eine der Gestalten zum Unteroffizier Hubschmid. „Und schreien's nächstens a bisserl leiser, Hubschmidt, wir sind nicht im Trommelfeuer.“

„Zu Befehl, Herr Oberst“, brüllte Hubschmid, gefolgt von einem leisen „Jawoll, Herr Oberst“, bevor er an Blind vorbei nach draußen rauschte.

„Treten's doch näher, Herr Doktor“, hört Blind nach einer Weile die als Oberst angesprochene Stimme sagen.

Blind betritt die Höhle. Seine Augen haben sich nun an das fahle Licht gewöhnt. Er sieht den Oberst, seine feldgraue Uniform, seine fassförmige Biergestalt, den Bart, der an der Nase als gezwirbelter Schnurrbart beginnt und sich auf Kinntiefe gewaltig nach unten verbreitert. Neben dem Oberst steht ein Adjutant, der ein schmales,

hochgeschossenes Brett ist, in das man mit wenigen, harten Axtschlägen ein Gesicht, Arme und Beine gehauen hat. Zwischen Nase und Oberlippe ist ein schwarzer Schnauzer angeheftet, der Adjutant trägt ihn wie einen militärischen Orden. Er schaut auf den kleineren Blind herab wie ein Steinlöwe am Eingang eines großen Schlosses, immer bereit, jedem Besucher in den Kopf zu beißen.

„Grüß Gott“, sagt der Oberst, ohne von seiner gebeugten Haltung aus aufzublicken, „ich bin Oberst Flessa, und der freundliche Herr neben mir ist mein Adjutant, Oberleutnant Vogel.“

„Sehr erfreut, Herr Oberst“, entgegnet Blind, „gestatten Sie, Doktor Edmund Blind aus Straßburg, zu Ihren Diensten.“

Er hat die Eingebung, seine Stiefelhacken militärisch zusammen schlagen zu müssen, unterlässt es aber.

„Setzen's sich doch bequem hin, Herr Doktor“, sagt der Oberst.

Der Doktor Blind geht auf einen der beiden Stühle vor dem Tisch zu. Er atmet immerzu den Geruch von Petroleum ein, von kalt gewordenem Zigaretten- und Pfeifenrauch, und hustet den Atem wieder hinaus. Die Bohlen knacken unter seinen Stiefeln, und der Adjutant neben dem Herrn Oberst beobachtet Blind wie ein Aasgeier seine Beute. Dann setzt sich der Doktor Blind und legt seinen Helm auf den Schoß. Der Oberst richtet sich auf und nimmt auf der anderen Seite des Kartentischs ebenfalls Platz. Die eine Gesichtshälfte des Obersts ist von der Petroleumlampe mild erhellt, die andere Gesichtshälfte im Halbdunkel verborgen. Wie von einem Granatsplitter abrasiert, denkt Blind auf einmal sehr militärisch. Der Adjutant bleibt stehen, denn niemand hat ihm das Sitzen befohlen.

„Sehen's, Herr Doktor“, beginnt der Oberst, „wir stehen den ganzen Tag über unsere Kartentische gebeugt oder am Scherenfernrohr vorn in der Stellung, da ist man froh, wenn man zivilen Besuch bekommt und sich mal setzen kann.“

Der Oberst beginnt in seiner Rocktasche zu kramen. Beim Sprechen hebt und senkt sich sein riesiger Schnurrbart und knistert leise dabei.

„Allerdings ist, Herr Doktor, Kriegführen heutzutage mehr eine Wissenschaft als ein Handwerk, so dass man hoffen kann, dass es mit dem Sitzen ein wenig besser werden wird. Denn bald sitzen wir nur noch an diesen Tischen und machen ballistische Berechnungen, oder wie das Gas ausströmen muss, damit es den anderen kräftig in die Schützengräben hineinzieht und nicht die eigenen Leute erstickt. Zigarette ...?“

Er reicht Blind ein geöffnetes Zigarettenetui. Mit einem Kopfnicken und einem „Herzlichen Dank, Herr Oberst“ fingert Blind nach einer Zigarette. Ein Streichholz flackert plötzlich in den Händen des Adjutanten auf, und der Doktor Blind nickt erneut mit dem Kopf, als der Adjutant ihm Feuer gibt. Der kräftige Rauch vertreibt ein wenig die klammnasse Kälte aus dem Hals und den Lungen des Doktors. Auch der Oberst lässt sich vom Adjutanten Feuer für seine Zigarette geben, die er auf ein goldenes Mundstück gesetzt hat.

„Tja, diese Zigaretten sind die Restbestände eines französischen Colonels“, sagt der Oberst. „Einige unseren hübschen bayerischen Granaten schossen ihm vor einigen Monaten zu seiner und vor allem unserer Überraschung in einem sehr unübersichtlichen Gefecht das Pferd und seine beiden Beine samt seiner rotblauen Hose und seinen Stiefeln vom Leib. Er kam bei uns in ein Lazarett, und ich habe ihn dort besucht, bevor er nach wenigen Wochen seinen Verletzungen erlag. Aus Dank schickte er kurz vor seinem Tod einen Brief an seine Familie in Lyon und bat diese, mir eine Kiste seiner liebsten Zigaretten zu schicken. Sie werden es nicht glauben, diese Sendung kam durch bis zu mir. So kann der Krieg sein: Einheitlich in seiner Grausamkeit, und sehr uneinheitlich und rangabhängig in Fragen des Postwesens und der Verpflegung. Nun, wenn Sie diese sehr gute Zigarette rauchen, denken Sie nicht so viel

an den früheren Besitzer und seine beide abgeschossenen Beine, es verdirbt den Genuss ein wenig.“

Der Doktor Blind versucht gleichmäßig und ruhig an der Zigarette zu ziehen, doch die Zigarette ist sehr stark, sein Atem wird schneller.

Dann sagt er: „Ja, diese Zigarette ist wirklich sehr gut. Würzig und kräftig, wie man es braucht bei diesem Wetter.“

Blind muss einige Male husten.

„Ja, so ist es“, sagt der Oberst, „und für den Lungenkrebs, den man davon in zwanzig Jahren angeblich bekommt, wie unser Regimentsarzt meint, für den wird man allemal entschädigt bei diesem Geschmack. Und sie schmecken auch besser als all dieses bulgarische und osmanische Zeug, das man uns liefert, seit der Engländer uns die Lieferungen aus Übersee sperrt. Vogel, sagen Sie doch mal, wie heißt diese widerwärtige Zigarettenmarke, die uns die Türken immerzu schicken ...?“

Der Adjutant Vogel schnitzelt mit seinen Augenlidern, beugt sich langsam vor und sagt zum Oberst, als würde er einen grässlichen Fluch aussprechen: „Salem Aleikum.“

„Ja, richtig, Salem Aleikum“, grunzt der Oberst und zieht an der Zigarette des verstorbenen Colonels, „Friede sei mit dir, du schlechter Geschmack ... Was den Tabak angeht, so wäre ich lieber mit den Engländern oder den Franzosen verbündet.“

Er macht eine Pause und bläst eine Qualmwolke in den Raum hinein, als wolle er seinem Adjutanten heimliche Rauchzeichen geben.

„Nun gut, unser Regimentsarzt, Doktor Carl, hat mir von Ihnen, der Kommission und dem Auftrag unseres Kriegsministeriums berichtet. Was also kann unser Regiment für Sie tun? Sollen wir die Franzosen zu einer Stabsbesprechung vorladen, damit Sie in Ruhe in der Erde wühlen können, ohne von ihnen durch Granatfeuer belästigt zu werden?“

Niemand im Raum lacht. Und doch meint Blind eine Art stummes Lachen durch den Raum schweben zu hören. Es scheint vom Adjutanten zu kommen, obwohl dessen Miene nach dem ›Salem Aleikum‹ wieder jedes Leben verloren hat. Blind kratzt mit seinen Stiefelspitzen auf den Bohlen herum und ist froh, dass man den Dreck auf ihnen wegen des matten Lichts nicht sehen kann.

„Verehrter Herr Oberst“, hebt der Doktor Blind zu sprechen an. „Die Kommission soll im Auftrag des bayerischen Kriegsministeriums und im Dienste der elsässisch-lothringischen Geschichtswissenschaft Zusammensetzung und Herkunft des Massengrabs klären. Bitte lassen Sie die Fundstelle entsprechend absperren, und ich bitte Sie auch darum, mir einige Ihrer Männer für die Erdarbeiten zur Verfügung zu stellen, damit wir die Skelette zügig bergen können. Die anderen Kommissionsmitglieder werden in den nächsten Tagen hier eintreffen.“

Die drei Männer sind nun ganz von Zigarettenrauch umhüllt, draußen trommelt der Regen leise gegen die Wände. Der Oberst schaut Blind lange an, so als sei dieser Doktor aus Straßburg eine antike Skulptur, rätselhaft und von unbekanntem Wesen erschaffen. Dann endlich spricht er Oberst wieder.

„Mein lieber Herr Doktor, vor einigen Monaten wollte der Straßburger Heimatkundeverein einen Sonntagsausflug in die Schützengräben hier unternehmen, um, wie man sich ausdrückte, ›ein getreues Bild vom Leben unser heldenhaften Soldaten an vorderster Front zu gewinnen‹. Auch der Heimatkundeverein hatte eine Genehmigung vom bayerischen Kriegsministerium. Als der Divisionskommandeur sich weigerte, sind wir von einer Straßburger Zeitung als bayerische Kühmelker beschimpft worden. Nun gut, der verantwortliche Redakteur wurde entlassen, aber der Vorgang zeigt doch, dass nach zwei Jahren Krieg die Vorstellungen ein wenig darüber auseinander gehen, was hier draußen an der Front

geschieht. Und nun kommen Sie mit Ihren Skeletten und Schaufeln. Ich habe den Eindruck, dass die Herren im Kriegsministerium zuweilen vergessen, dass wir hier Krieg führen und diesen Krieg möglicherweise verlieren.“

„Ich bedauere, Herr Oberst, das Verhalten dieser Zeitung außerordentlich, die offensichtlich nicht in der Lage ist, die großen Verdienste der bayerischen Armee an diesem wichtigen Abschnitt der Front zu würdigen. Doch ich muss nochmals um Unterstützung bei meinem Ausgrabungsvorhaben ersuchen. Gerne kann ich Ihnen auch das entsprechende Anordnungsschreiben des bayerischen Kriegsministeriums zeigen.“

Der Oberst scheint nicht mehr zu atmen, und auch seine Zigarette ist nur noch ein Stummel, den er wortlos im Aschenbecher ausdrückt. Der Adjutant steht, steif wie ein Säbel, in den Raum hinein. Der Oberst zündet sich eine neue Zigarette an und saugt langsam und fest an ihr, als wolle er den Rauch bis in seine Zehen hineinpressen.

„Nein, nein, Herr Doktor, Sie brauchen mir Ihr Schreiben nicht zu zeigen, ich kenne es bereits. Nachdem unsere Division einen Monat lang vergeblich auf eine dringend benötigte Ladung von Medikamenten für das Feldlazarett gewartet hatte, bekamen wir stattdessen die Weisung, Ihre Kommission nach besten Kräften und Möglichkeiten bei der Untersuchung des Massengrabs zu unterstützen.“

Der Oberst blickt den Doktor wieder einige Zeit lang stumm und nachdenklich an. Seine sichtbare Stirnhälfte ist voller Runzeln, kleiner winziger Schützengräben, die bis zu den Wangen hinunterlaufen und sich im Bart verlieren. Der Doktor Blind hat plötzlich das Gefühl, dass es dunkler im Raum wird, vielleicht, denkt er, geht das Petroleum in der Lampe zur Neige. Er blickt zu Boden und lutscht an seiner Zigarette.

„Nun denn, Herr Doktor“, sagt der Oberst plötzlich, „genug der langen Vorreden. Ich schlage vor, wir kommen ins Geschäft.“

Der Doktor Blind hat auf einmal das Gefühl, in einer Prüfung zu sitzen, auf deren Fragen er nicht vorbereitet ist.

„Wo haben's denn Medizin studiert, Herr Doktor?“, fragt der Oberst, die erste Prüfungsfrage.

Eine einfache Frage, aber der Doktor versteht nicht. Dann antwortet er:

„In Straßburg, Herr Oberst. Warum fragen Sie?“

„Und haben's seitdem ausschließlich diese Totengräberei und dieses Leichengefledder betrieben?“

„Jawohl, Herr Oberst“, beantwortet Blind die zweite Prüfungsfrage, „ich war, wie Sie eben zu sagen pflegten, nur als Totengräber tätig. Worauf wollen Sie hinaus?“

„Kennen's denn noch“, eröffnet der Oberst die dritte Frage, „aus Ihrer Studienzeit Kollegen in Krankenhäusern, die jetzt dort arbeiten, im schönen Straßburg oder in Metz, und die Zugriff auf größere Mengen Medikamente haben? Sie haben solche Kontakte doch vielleicht gut gepflegt, Herr Doktor?“

Es ist mit einem Mal warm in der Blockhütte, trotz der klammen Kleider und Knochen. Auch die Adjutanten-Mumie scheint von ihrer Leichenstarre befreit und aufgeregt mit den Gliedern zu rascheln.

„Also, Herr Doktor“, fährt der Oberst fort, „mein Gedanke ist folgender: In spätestens einer Woche bekommen wir von Ihnen 100 Ampullen Morphinum zu je 10 mg, das ist gerade mal eine kleine Kiste, also wirklich nicht viel. Denn man schickt uns derzeit gar nichts davon. Laut Doktor Carl haben wir nicht mal genug zur Überbrückung, falls sich ein Mann bei uns ein Bein bricht und mit Schmerzen auf den Transport ins Feldlazarett wartet. Das Zeug geht alles nach Lothringen, in die Champagne und nach Flandern, wo sie es waggonweise brauchen. Aber ich muss an meine Männer hier denken. Wenn Sie zustimmen, stelle ich Ihnen ab übermorgen fünf Mann für die Ausgrabungen zur Verfügung. Liefern Sie das Morphinum nicht, wird Ihren Knochen und Ihrem Grab ein bedauerliches Missgeschick passieren. So

liegen die Dinge. Also: wir die Medikamente, Sie – für Ihren Auftrag und zu Ihrer wissenschaftlichen Befriedigung – die Knochen. Dass Ihre Ausgrabungen trotz der hier zurzeit ruhigen Front und der rückwärtigen Lage des Grabs nicht ungefährlich sind, brauche ich Ihnen nicht zu sagen.“

Es ist jetzt sehr heiß im Blockhaus, Blind hat das Gefühl, dass Schweiß seinen Hals hinunterläuft.

„Herr Oberst, das ist Erpressung. Sie wissen genau, wie streng die Kontrollen sind. Auch die Krankenhäuser, überall im Reich, sind äußerst knapp an Medikamenten. Sie verlangen das Unmögliche, ich werde mich bei Ihren Vorgesetzten beschweren.“

„Tun Sie das“, entgegnet der Oberst, „aber die Dienstwege beim Militär sind lang. Und in der Zwischenzeit werden viele der Knochen restlos verfaulen. Und wer wird Ihnen, einem Zivilisten, glauben, dass dieses Gespräch über Morphinum stattgefunden hat? Also fahren Sie nach Straßburg oder rufen Sie von unserem Feldtelefon aus dort an, und organisieren Sie alles. Sie nennen es Erpressung, ich nenne es Handel. Sie können übermorgen mit den von mir zur Verfügung gestellten Männern mit den Ausgrabungen beginnen. Leutnant Salben von der 3. Kompanie wird Ihnen als Verbindungsoffizier zur Verfügung stehen. Doktor Carl nennt Ihnen eine Adresse in Straßburg, an die Sie das Morphinum liefern lassen, durch die Etappe kämen Sie mit dem Zeug vermutlich ohnehin nicht, die Feldgendarmen klauen es Ihnen weg und spritzen es sich selbst. Von Straßburg geht die Kiste zu uns. Sie entschuldigen mich, ich habe zu tun.“

Der Oberst erhebt sich. Die Audienz ist beendet. Blind sieht noch einmal die Fassgestalt des Obersts in ihrer diebischen Pracht. Er grüßt, dreht sich und tritt hinaus in den Wald, der in der Abenddämmerung in einem wunderbar hellen Grün leuchtet. Doktor Carl, der ebenfalls zum Regimentsgefechtsstand gekommen ist und vor dem